

# Theologisch-praktische Quartalschrift

1902

\* \* 55. Jahrgang \* \*

\* \* \* III. Heft \* \* \*

## Christus im zwanzigsten Jahrhundert.

Von Universitäts-Professor P. Albert M. Weiß O. P. in Freiburg (Schweiz).

### III.

#### Zurück zu Christus, dem Wege!

**M**it dem Worte: „Zurück zu Christus! Engerer Anschluss an Christus!“ haben wir sicher vielen aus der Seele gesprochen, denen die Verirrungen der Zeit das Herz schwer machen. Ueberall ertönt in der That derselbe Ruf, wenn schon in den verschiedensten Formen. Selbst Geister, die auf dem Boden des „Evangelischen Bundes“ und der „Christlichen Welt“ stehen, stimmen von Zeit zu Zeit mit schweren Seufzern diesen frommen Wunsch an, und zwar mitunter so tief und ernst, dass wir über die Schönfärberei manches katholischen Optimisten nur erröthen können. Ja, was noch verwunderlicher ist, sogar die Unterhaltungslectüre bemächtigt sich in ihrer Weise dieses Gedankens.

Gerade der letzte Umstand gab am Schluss des abgelaufenen und beim Beginne des neuen Jahrhunderts manchen katholischen „Rundschauern“ Veranlassung, wieder einmal recht die ewig unbefehrbare und unbelehrbare Gutmuthigkeit des katholischen Charakters an den Tag zu legen. Man lasse sich denn doch nicht, las man damals nicht festen, von den düsteren Jeremiaden einzelner Schwarzsäher über den wahren Charakter der Zeit täuschen! Es stehe lange nicht so schlimm, wie diese engherzigen Unglückspropheten behaupten. Die Zeit habe weit mehr Bedürfnisse nach dem Christenthum und weit mehr Sinn dafür, als man glaube. Ueberall sehe man, wenn auch nicht eine Rückkehr, so doch die Sehnsucht, einen Zug zum Christenthum. Alle Gemüther beschäftigten sich jetzt am liebsten mit Religion. Weitblickende und freiere Geister sähen mit Recht ein sprechendes Zeugnis für den Heißhunger der Zeit nach dem Wahren.

in der merkwürdigen Thatſache, daß Richard Wagner dem Christenthum einen fo starken Spielraum in seinem Weltwerk eingeräumt habe, und daß Romane, wie Ben Hur und die von Tolstoi und Sienkiewicz, fo zahlloſe Leser fänden.

Dagegen müssen wir uns aber doch eine doppelte Bemerkung erlauben.

Einmal machen, wenn man alles ruhig abwägt, derlei Erscheinungen wohl nur selten den Eindruck, als ob sie von einem aufrichtigen religiösen Bedürfnis eingegeben wären. Sie sind eher häufig nur ein Zeugnis für die literarische Verzweiflung. Man sucht nach neuem Stoff, keiner aber ist so fremd geworden, wie der religiöse. Was zu ihm führt, ist nicht Religiosität, sondern Neugierdsucht. Inmitten des frivolen, unbefriedigenden Zeitgetriebes, abgestumpft von den fadten Gegenständen der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur, bedarf dieses Geschlecht der Abwechslung halber eine kurze Abschreckung, eine kräftige Auffrischung. Daher lässt man plötzlich die Tanitscharenmusik schweigen und ein Dies irae oder einen Katakombe-Choral anstimmen, oder man fährt von Bayreuth nach Ammergau, etwa wie wenn man im Taumel der Vergnügungen rasch ein kaltes Sturzbad nimmt, oder wie man in alten Zeiten bei einer großen Schwelgerei eine Mumie oder einen Sarg umgehen ließ, und wie man in neueren Zeiten seit Goethe und Byron einen zum Trinkbecher geformten Todtenschädel herumreicht unter dem Lied: Esst und trinkt und lasst euch nichts abgehen, morgen ist doch alles vorbei! (J. 22, 13. I. Kor. 15, 32.)

Dann aber verlohnzt es sich doch der Mühe, die Art dieser Wiedererinnerung an die Religion etwas näher in Betracht zu ziehen. Zugegeben, und wir können es ja zugeben, daß es manchem dieser Nutzer in der Wüste ernst ist mit seiner Predigt, was sagt er in Wirklichkeit damit, und was haben wir davon zu halten? Einer von denen, die am öftesten und wärmsten „Christus“ und das „Evangelium“ predigen, ist zweifellos Rosegger. Aber was für einen Christus predigt er und was für ein Evangelium? In einer sehr lehrreichen dogmengeschichtlichen Zusammenstellung sagen Flachs und Reiner: „Jesus und Evangelium sind ihm Ziel und Lebensquell“. Aber „das helle Licht des Evangeliums schmälz den alten Katechismusglauben um in evangelischen Heilandsglauben“. „Ganz natürlich kam es nun, daß Rosegger das große Wertlegen der katholischen Kirche auf die äußere

Frömmigkeit, das Bevorzugen der Kirchengebote vor den Gottes-  
geboten der Heiligen Schrift als ein Hemmnis ansehen lernte". „Was war das für ein Christus", sagt er selbst, „der mir da ent-  
gegentrat! Ein gottfreudiger, menscheninniger, weltfroher Christus,  
der Uebermensch, der Gottmensch im höchsten Sinn!" „Unser Re-  
ligions-Unterricht befasst sich zu wenig mit dem christlichen Geist  
und zu viel mit der kirchlichen Form".<sup>1)</sup> Mehr Christus, weniger  
Kirche, mehr Evangelium, weniger Glaube, religiöses Gefühl, aber  
keine der hergebrachten religiösen Uebungen — da haben wir Christus  
und das Evangelium in der modernsten Form, da haben wir die  
wahre Bedeutung dieser vermeintlichen Rückkehr zu Christus. Man  
sucht sich einen Christus nach eigenem Geschmack, damit er uns zum  
Erlöser vom Christenthum werde, gerade wie die sogenannte  
vergleichende Religionswissenschaft die Religion als solche sucht, damit  
sie uns von jeder bestimmten Form der Religion, insbesondere vom  
Christenthum, befreie.

Das ist der leibhaftige, alte Protestantismus! sagt man und  
hat es Rosegger entgegengehalten, indem man ihn zugleich aufforderte,  
lieber die katholische Kirche zu verlassen und offen zur protestantischen  
überzutreten. Darauf antwortete er aber: „Das geht nicht so leicht,  
als man etwa glaubt. Ich bin heut ein schlechter Katholik, würde  
jedoch wahrscheinlich ein guter Evangelischer sein. Allein, ich be-  
gnüge mich, nach bestem Willen Christ zu sein. Durch den Ueber-  
tritt würde ich zeigen, wie sehr wichtig mir die Form sei, während  
doch nur der Geist Eins und Alles ist. Ich glaube meiner Sache  
sicher zu sein, wenn ich mich an Jesus halte".<sup>2)</sup>

Augenscheinlich gehen diese Worte über den Protestantismus  
hinaus und lehnen diesen selbst ab, wenn man unter ihm eine be-  
stimmte, kirchlich geordnete Genossenschaft denkt. Sie sind aber der  
echteste Ausdruck und die folgerichtige Weiterbildung seiner „freiherr-  
lichen“ Grundrichtung. Denn diese betont einerseits, dass kein Glaubens-  
satz als unabhängig vom eigenen Geist angenommen werden könne,  
dass also jeder das Recht habe, sich den „dogmatischen“ und den  
„historischen“ Christus nach der Stufe seines Erkennens und seiner  
Gefühlsbedürfnisse zurechtzulegen. Andererseits, und das ist die Vor-  
bedingung hiefür, liegt das Wesen des Protestantismus in der Be-  
hauptung, dass es für den Einzelnen keinen von ihm unabhängigen,

<sup>1)</sup> Christliche Welt, 1900, 270 ff. — <sup>2)</sup> Ebenda, 1900, 274.

weil keinen von ihm verschiedenen Weg zur Wahrheit und zum Heile gebe. Da ist jeder selbst sein eigener Weg, jeder nicht bloß ein „Reichsunmittelbarer Christi“, der keinen Weg und keinen Vermittler zu Christus braucht, sondern sogar ein „Reichsunmittelbarer Gottes“, weil er auch Christus nicht als „tödten Begriff einer dogmatischen Formel“ hinnimmt, sondern weil er selbst „im ewigen Fluss des Lebens“ den „ewig lebendigen Christus“ so erfasst, wie ihm Geist und Gemüth dessen „Inhalt“ nahe legen. „Die Lehre Jesu ist das Wesentliche im Christenthum“, heißt es da, „vieles davon war für ihn damals central, was heute rudimentär geworden ist“.<sup>1)</sup> Die „Persönlichkeit“ Jesu bleibt allerdings für immer „ausschlaggebend“, aber auch nur insofern, als Jesus „der erste Protestant“ war. „Die Eigenschaft des Protestantierens war bei ihm der hervorragendste Zug“. Wie er gegen jedes Böse, gegen alle Irreligion und gegen die „Kirche seiner Tage“ protestierte, muss jeder Gottesmann in eben derselben Thätigkeit seine Hauptaufgabe finden.<sup>2)</sup>

Damit ist selbstverständlich aller äußerlichen Form und aller äußerlichen Norm der Abschied gegeben. „Die äußerliche Form des Glaubens, das Getragenwerden von bestimmten, geschichtlich feststehenden Glaubensnormen ist nicht eine Lebensbedingung des Protestantismus“. „Der Glaube ruht im seelischen Empfinden der einzelnen Menschen“. „Jeder kann, wenn er will, zu seinem Gott gelangen, jeder kann sein eigener Priester sein“.<sup>3)</sup> Von „Gebundenheit“ und „Vermittelung“ durch Menschen, von einer Kirche als Weg zu Christus ist hier keine Rede; ist doch nicht einmal Christus mehr unbedingt nothwendig als Weg zu Gott.

Demzufolge ist unser Weg zu Gott der „freie Geist“, der „freie Glaube“ und die „freie Gnade“. Die „Kirche“ finden wir nicht im Gesichtskreise der Apostel<sup>4)</sup>. Noch mehr: „Jesus und seine Apostel waren untheologisch und unchristlich; Jesus hat kein Lehrsystem und keine amtliche Organisation geschaffen“.<sup>5)</sup> Darum ist es „nur normal, dass zwischen Kirche und Theologie Spannung herrsche“.<sup>6)</sup>

Und noch nicht genug. Nicht bloß unvermeidlich, sondern nothwendig ist es, dass die Theologie „als Wissenschaft“ unkirchlich

<sup>1)</sup> Christliche Welt, 560. — <sup>2)</sup> Monthly Review, May, 1901 (Review of Reviews, XXIII., 482). — <sup>3)</sup> Christliche Welt, 1901, 498, 500. — <sup>4)</sup> Ebenda, 1901, 502. — <sup>5)</sup> Ebenda, 503.

sei oder werde.<sup>1)</sup> Diese Erklärung von Professor Gustav Krüger hat allerdings um ihrer Schroffheit willen vielfach Anstoß erregt, wird aber von ihm, wie von vielen anderen, mit Entschiedenheit und mit Stolz vertheidigt. Er sagt: „Ich erkläre unumwunden, daß ich meine Arbeit als unkirchlich empfinde“, weil „ich nirgends bei meiner (akademischen) Arbeit nach der Kirche frage, ob ihr meine Ergebnisse behagen oder nicht, ob sie durch eines dieser Ergebnisse, vielleicht auch durch meine ganze Arbeitsmethode, sich geschädigt glaubt. Ich möchte noch weiter gehen, und das ist mir sogar die Hauptfache: ich suche die eigentliche Aufgabe des akademischen Lehrers in Etwas, das die Kirche zunächst erschrecken muß“. „Die evangelischen Theologen erschüttern mit bewusster Absicht in ihren Zuhörern die naive Gläubigkeit; sie führen sie in den Zweifel hinein“, — (ganz wie einst unser Hermes und seine Nachfolger) — „sie sind sich klar darüber, daß auf dem gefährlichen Wege, der zu der von den Schlacken der Ueberlieferung gereinigten Erkenntnis führt, mancher verloren gehen muß, sie gefährden die Seelen. Was that Abälard anders? Sollte es heute anders sein wie vor Jahrhunderten? Es ist unser Lebenselement, daß die Dinge sich im Fluss befinden. Der Trieb nach Wahrheit besielt uns; in ihren Besitz zu gelangen, so lange wir auf Erden sind, wünschen wir gar nicht“.<sup>2)</sup> So der Professor der Theologie in einer Sprache, die er von Stirner erlernt zu haben scheint.

Das ist wahrhaftig eine furchtbare Aufgabe, die da der theologischen Wissenschaft zugeschrieben wird, die Wahrheit aus der Welt hinauszuheben, und die Seelen auf dieser Schnitzeljagd in Lebensgefahr, ja in den Tod zu hetzen. Zwar sagt der Herausgeber der „Christlichen Welt“, Pfarrer Rade, zur Entschuldigung: „alle Wissenschaft ist seelengefährdend“.<sup>3)</sup> Indes, daß auch die theologische Wissenschaft das sein soll, und daß sie es bis zu diesem Grade sein soll, und daß sie dies als ihre „Hauptfache“ ansieht, und daß ihre Vertreter dies so jägermäßig, ja schlächtermäßig heraussagen, das war man bisher nicht gewohnt; es galt doch immer noch gewisse äußerliche Rücksichten zu wahren.

Diese sind aber jetzt so vollständig weggefallen, daß Professor Krüger sich nun erst gegen die Kirche mit einem Hohn und einer Verachtung wendet, wie es bei einem Professor der Theologie kaum

<sup>1)</sup> Christliche Welt, 501. — <sup>2)</sup> Ebenda, 1900, 806. — <sup>3)</sup> Ebenda, 1900, 980.

noch dagewesen ist. „Glaubt man, es sei uns, weil wir uns jedes Hineinreden der Kirche in unseren Wissenschaftsbetrieb verbitten, darum zu thun, die religiösen Bedürfnisse zu ignorieren? Im Gegentheil!“ Die Wissenschaft arbeitet sogar für die Religion, weil sie „den Studierenden die Ueberzeugung predigt, dass alle Formen und Vorstellungen des religiösen und des kirchlichen Lebens nur einen relativen Wert haben“. Das Evangelium kann heute richtig nur noch der predigen, der „mit der Ueberzeugung durchtränkt ist, dass alle diese Formen und Vorstellungen, einschließlich der über Jesu Person gehalten, menschlich geworden sind, und nicht ohne Unideutung und Ergänzung in die Gegenwart übertragen werden können“. Wo aber könnte ein Professor den „Trieb“, dies zu sagen, „besser befriedigen, als jungen Theologen gegenüber?“ Freilich hat er schwächliche und fränkliche Böglinge. Aber diese, sagt Professor Krüger, nehmen „mein Interesse nicht in dem Maße in Anspruch“. Die theologischen Wissenschaften müssen eben „den Dienst des Gifftes leisten, das gegen schwere Ansteckung immun macht“. Deshalb sind dem Lehrer die Schüler am liebsten, „bei denen das Gift am kräftigsten gewirkt hat“. Und auch „für die Kirche ist es umso besser, je unkirchlicher die Wissenschaft“. „Die Kirche ist eigentlich recht gutmüthig; sie könnte der Wissenschaft, die auf sie so gar keine Rücksicht nimmt, recht wohl den Stuhl vor die Thür setzen“. Aber sie thut das nicht, denn sie braucht die Wissenschaft immer wieder. „Die Wissenschaft dagegen lässt sich von nichts abknappen; sie kennt keine Nachgiebigkeit, sie ist viel intoleranter als die Kirche“.<sup>1)</sup>

Wir brechen hier ab, denn das, was wir gehört haben, ist schon zu viel. Es ist aber sehr lehrreich für den, der an einem classischen Beispiel sehen will, wohin der Mensch geräth, wenn er nicht Christus, als dem Wege, nachgeht.

Von der Inhumanität, mit der dieser Lehrer seine Schüler behandelt, von der Gleichgültigkeit, mit der er sie ihrem Schicksale überlässt, wenn sie der absichtlichen Vergiftung erliegen, wollen wir hier nicht weiter sprechen, so sehr sie auch unseren Unwillen erregt. Wir fragen bloß, wie man einen Fabriksbesitzer oder einen Arzt beurtheilen würde, der die ihm Anvertrauten nach gleichen Gründsätzen behandeln oder vielmehr vernachlässigen wollte.

<sup>1)</sup> Christliche Welt. 1900, 806 f.

Umso nothwendiger ist es für unseren Zweck, zu betrachten, zu welchen Verirrungen der Mensch auf dem religiösen, und selbst auf dem sittlichen und dem philosophischen Gebiete gelangt, wenn er einmal von dem rechten, vom einzigen Weg, von Christus, abgewichen ist. Von Christus und von seinem Werke ist natürlich dann überhaupt kaum mehr die Rede,<sup>1)</sup> wenigstens nicht im Ernst. Von Dogmen wieder nicht, und dann folgerichtig auch nicht von Gesetzen für das sittliche Leben. Die „unselige Idee von Moralität“, wie sie in der christlichen Welt herrscht, erklärt man uns, stamme aus der „Fabel“ vom Sündenfall.<sup>2)</sup> Das „alte Lattengerüst von einem Dekalog“ sei ein „leeres Gerede der Vergangenheit“.<sup>3)</sup> Sittengesetze seien eine „Eselnbrücke der Sittlichkeit“.<sup>4)</sup> Sünde sei der „nothwendige Schatten des Guten“,<sup>5)</sup> unvermeidlich als „Anhang zur Natur“ und unentbehrlich für deren Entwicklung.<sup>6)</sup> Das Sündigen sei nicht bloß ein „Recht der freien Mannesart“,<sup>7)</sup> sondern „zum Leben nöthig“, und so einen „Jammertappens, der immer nach Vergebung der Sünde schreie“, könne man nicht genug verachten und hassen.<sup>8)</sup> Die Sorge um das „sogenannte Seelenheil“<sup>9)</sup> werde hoffentlich niemand im Ernst nehmen, seitdem wir uns das Recht erobert haben, „ohne Anleihe bei einem Jenseitigen fertig zu werden“.<sup>10)</sup> „Unser einziger Glaubensartikel sei der Glaube an die auf sich selber ruhende Gewissheit der sittlichen Idee“.<sup>11)</sup> Sonst aber nichts, kein Gesetz, keine Pflicht, keine Sünde, kein Christus, keine Erlösung, kein Jenseits, keine Unsterblichkeit, keine Vergeltung, kein Seelenheil, kein Gott, nicht einmal eine Wahrheit, denn hier will man deren Besitz nicht, und was eine Wahrheit nach diesem Leben zu bedeuten hat, wenn man das Jenseits nichts mehr gelten lässt, das kann man unschwer denken.

Diese traurigen, wahrhaft beweinenswerten Verirrungen können wir nur mit bitterem Weh im Herzen betrachten. Wir freilich sehen mit leichter Mühe ein, dass es so kommen musste. Denn wer den Weg verlässt, ja verwirft, den uns Christus zu sich gebahnt hat, um sich dafür seinen eigenen Weg durch die Lüste zu ersinnen, der

<sup>1)</sup> Wilson, Theology of modern Literature, 41 f. — <sup>2)</sup> Mc Cabe, Religion of the 20. Century, 68. — <sup>3)</sup> Ib., 68. — <sup>4)</sup> Reben, Die Eselnbrücke der Sittlichkeit, 1900. — <sup>5)</sup> Rob. Browning (Wilson, 207). — <sup>6)</sup> Emerson (Wilson, 114 f.). — <sup>7)</sup> Rudolph Hirshberg, Das Recht zu sündigen; Otto Spielberg, Das Recht der freien Mannesart. — <sup>8)</sup> Woltman, Pilgerfahrt nach Palästina. (Darüber Christliche Welt, 1900, 950.) — <sup>9)</sup> Literarisches Echo, II., 874. — <sup>10)</sup> Theob. Ziegler. (Bei Schneider, Göttl. Weltordnung, 263.) — <sup>11)</sup> Friedr. Jodl. (Bei Schneider, 105.)

kann natürlich nicht zu Christus und somit auch nicht durch Christus zum Vater kommen, sondern er muß sich in Lust und Nebel verirren. Da indes der Protestantismus von diesem seinem ersten Irrthum, von dem Rechte der Weglosigkeit, nicht abzubringen ist, da er gerade auf ihn am stolzesten ist, da er ihn als seine Existenzbedingung betrachtet, — o Gott, wie tief sitzt ein von Jugend auf eingesogenes Vorurtheil! — so können wir nichts weiter für ihn thun, als aus treuer christlicher Liebe um das Licht des Heiligen Geistes beten.

Für uns aber können wir desto mehr Belehrung und Warnung aus diesen betrübenden Zuständen ziehen. Und es ist wohl nicht ganz unnöthig, daß wir hier eine kleine Gewissensersorschung anstellen. Denn wenn ein bedenklicher Hang einen so großen Theil der Gesellschaft, in deren Mitte wir leben, ergriffen hat, dann müßte es fast mit Wundern zugehen, wenn wir nicht auch einen kleinen Einfluß davon an uns selber verspürten. Die Gefahr der Ansteckung liegt umso näher, je begeisterter wir auf alles schwören, was sich uns einschmeichelt unter dem Titel „moderner Geist“, „freiere Auffassung des Lebens“ und „frischerer Zug für das Eingreifen in die Aufgaben der Zeit“ umso näher, je emsiger wir nach jedem Blatt Papier greifen, das irgend eine Reclame als „Ideal vornehmer Weltanschauung“ und als unfehlbares Mittel zur Erwerbung einer „gesteigerten Lebenserfassung“ anpreist. Um uns in das „Allgefühl einer starken, zeitbewussten und selbstmächtigen Persönlichkeit“ hineinzuleben, dazu ist uns kein Opfer zu groß, dazu abonnieren wir auf den „Türmer“ und die „Insel“ und den „Pan“ (seligen Andenkens) und die „Zeit“ und die „Wage“ und die „Gesellschaft“ und kaufen die gepfeffertsten Neuheiten von Annunzio und von der Clara Viebig und was sich unter dem „Ueberbrettl“ vor der ehrlichen Sonne verbirgt. Aber auch nur alle Jahre wenigstens ein gediegenes altes oder neues Werk dogmatischen oder exegetischen Inhalts anzuschaffen, dazu haben wir kein Geld, und es fehlte uns auch die Zeit, es zu studieren, selbst wenn wir es besäßen.

Unter diesen Umständen brauchen wir weder an Wunder noch an die Thätigkeit des Teufels Bhishchu zu glauben, um das Einsickern der gefährlichsten Zeitideen in unsere Mitte zu erklären. Von außen her dringt jeden Tag, roh und sein, offen und verzuckert, das fressende Gift des Missbehagens gegen Herkommen und Zucht, gegen Auctorität und Gesetz in unser Herz, und innen findet jeder

Versuch zur Lockerung dieser lästigen Fesseln bereitwilliges Entgegenkommen, wir müßten ja nicht in Adam gesündiget haben. Das öffentliche Leben, das alle Vorgänge ans Licht zieht und der Kritik unterwirft, die beständige Beschäftigung mit der Presse, die keinen Unterschied macht, ob sie hier ein schamloses Verbrechen, einen Selbstmord oder eine heroische Selbstthinpferung erzählt, ob sie hier die Verfügung eines Thierarztes oder einen Concilsbeschluß dem Gelächter preisgibt, unsere eigene Thätigkeit, die uns innerhalb zwölf Stunden zum Priester und zum Prediger und zum Socialpolitiker und zum Staatsmann und zum Winkeladvocaten und zum Naturarzt und zum Erneuerer der katholischen Wissenschaft und Literatur und zum Kirchenreformator macht, das alles bringt es mit sich, daß wir von kirchlichen Dingen ebenso kaltblütig und theilnahmslos reden, wie von weltlichen, daß wir an Bibel und Dogmatik herumdoctorieren, als wäre sie das Schulheft eines pommerischen Bauernjungen, daß wir mitunter, und zwar selbst öffentlich und vor Laien, Ausdrücke gebrauchen, die manchem Hörer das frohlockende Wort eingeben: Es geht zu Ende mit der Kirche, es kracht der morsche Bau in allen Tagen. Sicherlich meinen wir das durchaus nicht so schlimm, oft meinen wir überhaupt gar nichts dabei, aber der Eindruck nach außen bleibt eben doch, das Beispiel wirkt ebenfalls, und unsere Unabhängigkeit an die Kirche und unser Verdienst vor Gott wird auch kaum gehemmt.

Immerhin soll zugegeben werden, daß dieser Geist des Kritierens gegen die Kirche und ihre Anordnungen im gewöhnlichen kirchlichen Leben nicht so viel zu bedeuten hat. Er ist sicher keine Tugend, er ist ein bedauerliches Opfer an den Zeitgeist, aber er thut dort, im Großen wenigstens und in der Praxis, dem kirchlichen Denken und Handeln nicht allzugroßen Eintrag. Die Jungen ziehen zwar erschrecklich los über die Alten, lassen aber in ihrem Wirken keinen sehr großen Unterschied zwischen Jung und Alt merken. Der sogenannte „niedere Clerus“ weiß den „hohen Herren“ aus der Ferne nicht viel Gutes nachzusagen; kommt aber Hoch und Niedrig zusammen, dann hört man so viel Schönes und Verbindliches sagen, daß man auf lange wieder beruhigt ist. Strebsemere Geister lassen manchmal schon etwas bedenkliche Reden von Stapel über die „Verfumpfung im Kirchenregiment“ und über die „Verknöcherung“ der Ordinariate, die zu reinen „Verfolgungsmaschinen“ geworden seien. Sind sie aber endlich selbst in dem stillen Hafen einer Amtsstube

gelandet, dann gewöhnen sie sich so rasch an den regelmäßigen Tick-tack der Bureau-Uhr, daß gerade sie die strengsten Verfechter des Actenregimentes und die unerbittlichsten Widersacher einer dringend nothwendigen Erneuerung werden.

Bedenklicher, mitunter sehr bedenklich, wird aber dieser Geist der Unzufriedenheit mit den kirchlichen Einrichtungen und Gesetzen, wenn er sich auf dem Gebiete der Wissenschaft und der allgemeinen Grundsätze über das christliche Leben und die Lösung der Zeit-aufgaben kund gibt. Hier kann man Neuherungen selbst in unserer Mitte vernehmen, daß man fast an die erinnert wird, die wir im Vorausgehenden verzeichnet haben. Man sagt wohl nicht, die Theologie als Wissenschaft müsse unkirchlich sein, aber man sagt schon mitunter, die „Wissenschaft könne sich nicht unterwerfen“ oder „die Wissenschaft als solche“ sei unabhängig, die Wissenschaft könne nicht gedeihen, wenn sie bei jedem Schritte Rücksicht darauf nehmen soll, ob der Kirche ihre Ergebnisse behagen oder nicht, ob ihre Arbeitsmethode den herkömmlichen Anschauungen der Kirche angepaßt sei oder widerspreche. Man sagt schon, die Wissenschaft müsse sich „unbefugte Einmischung der Kirche, jedenfalls der bildungsfeindlichen Elemente innerhalb der Kirche, verbitten“. Man sagt schon, die Wissenschaft brauche es nicht so tragisch zu nehmen, wenn auch ihre Ansichten für unkirchlich gehalten würden; „es habe schon gar manches für unkirchlich gegolten, was 50 Jahre später von allen sei angenommen worden“. Man sagt schon, die Wissenschaft hätte viel zu thun, wollte sie sich viel um alle Bedenkliekeiten der Bischöfe kümmern; erst solle der und der Bischof den Nachweis liefern, daß er auch Exegese studiert, oder daß er sich seit den Zeiten seiner Lehrthätigkeit, entsprechend den inzwischen gemachten Fortschritten, weiter gebildet habe. Man sagt schon, es könnte ein wahrer Blütenregen von segensvollen Leistungen im Garten der Kirche sprühen, wenn nicht deren einsichtslose Hüter immer wieder die verheizungsreichste Entwicklung hintertrieben. Man sagt schon, die Wissenschaft könne auch mit dem Sylabus und mit so vielen anderen päpstlichen Entscheidungen so ängstlich nicht verfahren, da ja zur Genüge bekannt sei, daß sich d. r. Papst gar manche Veröffentlichungen von Anderen machen lasse. Man sagt schon, „Römlinge könnten keine guten Patrioten, keine guten Deutschen, keine aufrichtigen Verehrer der Wissenschaft sein“. Man sagt schon, „Leute, die nach Rom hin schielten, seien immer geistig gebunden

und ein Hemmschuh für eine zeitgemäße Entwicklung der Theologie, da ihnen der Sinn für den wissenschaftlichen Betrieb nun einmal fehle". Man sagt schon, auch der katholische Gelehrte könne von der Forderung: „Freiheit der Wissenschaft“ nicht abstehen, wolle er sich nicht von seinen Collegen schief ansehen und als inferior behandeln lassen. Man sagt schon, es sei besser, auf die Worte katholische Wissenschaft und katholische Universität zu verzichten, da dieser Zusatz unvermeidlich die Vorstellung der Gebundenheit und die Auslegung hervorrufe, die „Wissenschaft als solche“ oder gar eine wissenschaftliche Anstalt lasse sich durch irgend eine höhere Rücksicht beeinflussen als durch die auf sich allein.

Nun ist es freilich wahr, dass sich derlei Neuerungen verhältnismäig selten offen kundgeben. Katholische Gelehrte sind überhaupt dünn gesät und, Gott sei es gedankt, unter ihnen sind Männer, die gleich so entschieden denken und sprechen, immer noch vereinzelt. Ob diese aber die einflusslosen sind, darüber soll mit diesen Worten nicht entschieden sein. Die Sympathien, die sie allenthalben finden, sind nicht dazu angethan, das Urtheil zu rechtfertigen, mit dem sich manche nur zu leicht trösten, das Urtheil, derlei Geister hätten umso weniger zu bedeuten, je weniger man von ihnen rede. Darum dürfen wir über solche Erscheinungen nicht so leicht hinweggehen. Ein einziger Lehrer oder Schriftsteller, der die herrschende Zeitströmung vertritt, findet selbstverständlich leicht hundert Schüler, indes hundert Männer, die der kräftige Jargon der „Modernen“ als „muckerische Traditionspfaffen“ verhöhnt, ungehört in den Wind reden. Davon gibt die Lage der Dinge sprechendes Zeugnis. Von allen Seiten erheben sich die Jungen, die Jüngsten, die Allerjüngsten, und schon erscheinen am Horizonte die Zukünftigen, die Zukünftigsten, die Allerzukünftigsten, mitunter Thyrusschwinger, die noch nicht einmal ihre Examennote geborgen haben, und predigen den heiligen Krieg gegen den „literarischen und wissenschaftlichen Morphinismus“ der Alten, den „sieghaften und glühenden Hass gegen alles Schlechte und Gemeine“, d. h. gegen die Unbelehrbarkeit der „Kleinen und der Ganzkleinen“, den „Wagemuth der Ideen“ für die Religion aller großen Seelen“, für die „überwältigende Poesie des Ich-, des Edel-, des Gipfelmenschen“. Diese kampflustigen Welteroberer sind so „schönheits- und thatentrunk“, dass ihnen nach dem Rath des Sprichwortes ein vierspänniger Lastwagen am besten aus dem Wege geht. Leider kann die Stiftung Jesu Christi

nicht so rasch vor ihnen das Feld räumen. Daher die Erscheinung, dass sie bei dem Blick auf sie so leicht in Ausdrücke verfallen, die man zwar an Bacchanten nicht übermäßig hoch anschlagen darf, die aber doch sehr ungeziemend sind und gewiss auch nicht ohne gefährliche Nachwirkung bleiben. Da ist alles überlebt, klein, engherzig, beschränkt, hinderlich, alles, was an die alten, finsternen Zeiten des Glaubens erinnert. Alceste wird als Weltflucht gescholten, ängstliche Wahrung der Sittenreinheit heißt Prüderie, Nonnen-Scrupulosität und Tantennmoral, Auctorität Knechtung der Geister, Orthodoxie — „Kretinismus“. Die alte Mahnung des Evangeliums, dem Feinde auch die andere Wange hinzureichen, hören wir, habe für unsere Zeit alle Geltung verloren; heute bedürfe es „kräftiger Wahrung und machtvoller Herausstellung der eigenen Persönlichkeit“, wenn nicht durch das Schwert oder durch Forderung auf Pistolen, so doch gewiss durch unerbittliche gerichtliche Verfolgung gegen jede Ehrenkränkung und durch Proces gegen der kleinsten Verleumdung. Mit Beten, heißt es weiter, möchte man früher glauben, den Zweck des Daseins zu erfüllen, heute seien die Dinge derart, dass ein Wechselwärter mehr Nutzen stiftet, als die unfruchtbare Mystik aller Klosterleute. Uebernatürliche Tugenden möge man sich auf das Jenseits versparen, dort sei Zeit genug dafür, hier brauchten wir Vernunft, natürliche, active Tugenden, um die Menschenwürde in das gebürende Licht zu setzen und zu zeigen, was die Natur vermöge, wenn man sie nur nicht durch ascetische Uebertreibungen schwäche und mit dogmatischer Beschränktheit entmuthige. Die äußerlichen Uebungen der Frömmigkeit mögen ja immerhin einen gewissen Wert behalten, aber den Ausschlag gebe die „tieffte Innerlichkeit“, die „ungezwungene Selbstbestimmung“, die „eigene, freie Persönlichkeit“. Die Kirche — nun ja, gewiss, sie lebe fort, aber heute dürften wir nicht mehr warten, bis sie uns gängle gleich Kindern, heute müssten wir aus dem Schatz unserer praktischen Erfahrung und Weltkenntnis ihr das nöthige Licht zuführen, heute müssten wir ihr zu Hilfe kommen durch eigene Initiative, heute ihre ungenügende Thätigkeit ergänzen durch gemeinsames, freies Auftreten, heute ihre veralteten Einrichtungen durch unablässiges Drängen auf Reform zu erneuern trachten, heute solange durch die öffentliche Meinung auf sie Einfluss zu nehmen suchen, bis sie selbst begreife, dass sie unter so veränderten Verhältnissen ihrer Aufgabe nicht mehr genügen könne, wenn sie nicht ihre Verfassung

und ihr Auftreten zeitgemäß, d. h. nach parlamentarischen Mustern umgestalte.

Ohne Zweifel gehen viele dieser Gedanken — auch ein schönes Stück „Säcularismus“ — aus dem aufrichtigen Willen hervor, der guten Sache aufzuhelfen, und wir wollen umso weniger jedes einzelne Wort auf die theologische Wagschale legen, da sie zumeist aus dem Munde von Laien, oft wirklich recht jungen Laien, stammten. Gleichwohl mögen sie hier zur Warnung stehen, da sie doch öfter als gut selbst in geistlichen Kreisen Anklang, ja Nachklang finden. Jedenfalls können sie als Beleg dafür dienen, wohin auch guter Eifer führen kann, wenn er den gewiesenen sicheren Weg verlässt, und zwar umso leichter, je größer sein Ungestüm ist.

Nein, die Zeitlage ist heute nicht derart, daß wir von dem altbewährten Wege zu Gott ein Stück, oder vielleicht Anfang, Mitte und Ende abbrechen dürften. Da gibt es nur einen Weg und dieser ist eng und steil und führt durch äußerst gefährliche Gebiete. Da auch nur einen Stein oder ein Glied vom Geländer ausbrechen, heißt uns alle in Todesgefahr verfezen. Wenn es je Zeiten gegeben hat, wo einem das klar werden müsste, so gehört die unsrige gewiß dazu. Wer das nicht aus ihrer Betrachtung gelernt hätte, der hätte sie wohl noch wenig studiert.

Den Weg, sagt der Herr, wisst ihr (Joh. 14, 4). Er selbst ist uns diesen Weg bereits vorangegangen. Es bleibt uns also nur übrig, zuerst den Weg zu ihm zurückzulegen, damit wir ihn, den Vorausgegangenen, wieder einholen. Dann führt er uns den Weg zum Ziel, zum Vater, denn er ist der Weg zu diesem und niemand kommt dorthin als durch ihn (Joh. 14, 6). Der Weg zu ihm aber, dem uns inzwischen unsichtbar Gewordenen, ist wieder er, insofern er sichtbar bei uns auf Erden zurückgeblieben ist. Der sichtbare Christus auf Erden ist die Kirche. Sie ist der Weg zum himmlischen Christus, wie dieser der Weg zum Vater, zum Ziel. Kein Weg zu Gott, kein Weg zu Christus außer durch die Kirche. Je größere Treue gegen die Kirche, umso sicherer der Weg zu Christus und zum Vater. Zu Christus, dem Gott, durch Christus, den Menschen. Zu Christus, dem wahren Gott und Menschen, durch die Kirche, den Leib Christi. Zum Bräutigam durch die Braut, zum Vater durch die Mutter, zum Haupt durch den Leib.

Nochmals: Den Weg wisst ihr (Joh. 14, 4); jetzt geht ihn so, daß ihr ans Ziel gelanget (I. Kor. 9, 21)!